

sich auch in Namslau entlud, als man in der Silvesternacht 1946 in der Parkstraße den Landrat, seinen Sekretär und einen polnischen Offizier niederschloß. Es wären, so sagte man, Angehörige der polnischen Nationalarmee gewesen, die diese Tat vollbracht hätten. So war noch ein Jahr nach dem Einmarsch der feindlichen Truppen Unsicherheit und Gefahr für alle zu spüren - für Deutsche und Nichtdeutsche. Für die Deutschen stand außerdem trotz aller optimistischer Träume und Nachrichten am Horizont das Gespenst der Austreibung.

II. Erlebnisbericht aus den Tagen nach dem Zusammenbruch 1945 bis Oktober 1946²

In den letzten Monaten des Jahres 1966 jährte es sich zum zwanzigsten Male, daß die letzten Namslauer ihre Heimatstadt verließen.

Zwei Jahrzehnte - eine Zeit, in der eine neue Generation herangewachsen ist, die von Ruinen, Flüchtlingseleid und Gefangenenkolonnen nur aus Geschichtsbüchern und Dokumentarfilmen weiß, der Entbehrung, Unterdrückung und Heimatlosigkeit nur theoretische Begriffe sind, über die sich diskutieren läßt, die Schlesien, Breslau und Namslau nur vom Hörensagen kennt.

Eine lange Zeit, wenn man sich das vor Augen hält, aber nicht lang genug, als daß wir, deren Jugend vom Krieg und seinen Folgen zerstört wurde, vergessen hätten, was sich in „jenen Tagen“ zugetragen hat. Freilich sind auch uns viele Bilder verblaßt und besonders die aus glücklichen, unbeschwerten Kindertagen. Das Bild der Heimat, das wir in unser Erwachsensein und in die Welt, die uns heute umgibt, hinübergenommen haben, ist getrübt von den letzten Namslauer Impressionen aus der Zeit von Juni 1945 bis Oktober 1946. Diese Zeit ließ uns nach dem unglücklichen Januar 1945 noch einmal in Namslau leben, ohne „daheim“ zu sein.

Dienstag, 5. Juni 1945: Seit drei Wochen sind wir - aus dem Sudetenland kommend - unterwegs; von der sächsischen Grenze an zu Fuß, ausgehungert, ausgeplündert, entmutigt von den Elendsbildern des langen Weges durch das unglückliche Schlesien, aber immer neu beflügelt von dem Gedanken - Namslau! Dort erwartet uns die Heimat; dort finden wir unsere Wohnung, ein wenig verkommen vielleicht oder schlimmstenfalls geplündert im Durcheinander der letzten Kriegsmonate; aber die Wohnung gehört uns, und sie befindet sich in einem Haus, das mitten in Namslau steht; und Namslau liegt in Schlesien, wenn auch in einem besiegten und von Russen besetzten Schlesien. Aber Russen haben wir schon seit dem 8. Mai 1945 erlebt, und Deutschland ist auch am Rhein besiegt. Die Hauptsache ist, wieder einen Anfang zu haben und zu Hause zu sein. So rüsten wir uns für die letzte Übernachtung in der Scheune des Landwirts Kynast in Windisch-Marchwitz. Noch eine Nacht und nur wenige Kilometer trennen uns von Namslau.

Mittwoch, 6. Juni 1945: Gegen Mittag ziehen wir über die Ohlauer Straße an der Gasanstalt vorbei durch die Klosterstraße in Namslau ein. Wir glauben unseren Augen nicht zu trauen: Ist das Namslau, wie wir es vor knapp fünf Monaten verlassen hatten? Ausgebrannte Ruinen, Unrat, fremde Gestalten, polnische Laute. Wir sind so enttäuscht, so entsetzt, daß wir den Mut nicht mehr aufbringen, bis zu unserer Wohnung zu gelangen.

Wir nehmen den Weg zum katholischen Pfarramt, wo wir Pfarrer Stosiek und Kaplan Rimpler finden. Sie haben den Einmarsch der Russen in Namslau erlebt. Dort hören wir, was sich in den letzten Monaten seit unserer Flucht in Namslau zugetragen hat, wie die Stadt nach der Besetzung in Flammen aufging, daß polnische Verwaltung die russische Besatzungsmacht inzwischen inoffiziell abgelöst hat.

Jeder Deutsche ist verpflichtet, sich im Rathaus registrieren zu lassen, sich täglich zur Arbeit zu melden, eine weiße Armbinde zu tragen, die ihn als „niemieckiej“ (Deutschen) kenntlich macht, und dort zu wohnen, wo ihn die polnische Behörde einweist. Wie Schuppen fällt es uns von den Augen: Uns erwartet ein hartes Schicksal.

Namslau wieder den Rücken zu kehren, erscheint aussichtslos angesichts der Strapazen, die hinter uns liegen. So entschlossen wir uns zu bleiben. Wir melden uns also im Rathaus und erhalten dort einen „zaswiadczenia“ (Ausweis), unterschrieben vom „Burmistrz Namyslowa“ (Bürgermeister). Dieser weist uns als „Wohnung“ ein Zimmer in der „ulicy-Boleslaw-Chrobego“ No. 7 (Klosterstraße Nr.7) bei Bäckermeister Gerlitz zu. Das Zimmer ist verhältnismäßig groß; jeder Deutsche darf aber nur 5 qm bewohnen. So müssen drei andere Namslauer das Zimmer mit uns, die wir vier Personen zählen, teilen. Die wenigen Habseligkeiten aus dem Rucksack, die uns verblieben, sind schnell verstaubt. Inzwischen ist es Nachmittag geworden; wir wissen zwar noch nicht, wohin wir am Abend unser müdes Haupt legen werden, denn es ist nur eine Bettstelle für uns sieben Personen vorhanden. Hauptsache, wir haben nach den 300 km Fußmarsch endlich ein Dach überm Kopf!

Aus diesen Gedanken werden wir aufgeschreckt durch einen polnischen Milizianten, der uns zur Arbeit holt: Wir müssen in der Mühlenstraße Wohnungen säubern, die von der russischen Besatzung verlassen sind und nun für polnische Bewohner hergerichtet werden sollen. Der Schmutz ist unbeschreiblich, das Badezimmer voll stinkenden Unrats, die Badewanne - in den vergangenen Monaten offenbar als Toilette benutzt - bis obenhin voll. Es gibt keinen Feierabend, bevor nicht alles gesäubert ist. Die Abende im Juni sind lang, aber es ist schon dunkel, als wir „nach Hause“ gehen dürfen. Wir sind so erschöpft, daß wir gar nicht zum Nachdenken kommen: weder über den vergangenen Tag, der nicht die fünf Monate lang ersehnte Heimkehr brachte, noch über die Zukunft, die uns 17 Monate festhalten wird in einer Stadt, die uns immer fremder wird. Auf dem Fußboden eines Zimmers in der ulica-Boleslaw-Chrobego No.7 in Namyslow verschlafen wir traumlos die erste Nacht.

Montag, 11. Juni 1945: Wir haben bereits „feste Arbeitsverhältnisse“: Mein fast 70jähriger Vater ist Hausknecht im ehemaligen Restaurant von Zurawski am Ring, wo die Polen einen Mittagstisch für ihre Honoratioren eingerichtet haben. Die Arbeit ist für ihn ungewohnt und schwer, vor allem das Wasserschleppen in großen Kübeln von der Pumpe am Hof des Schlossermeisters Wende in der Langen Straße (die Wasserleitung funktioniert noch nicht).

Meine Schwester ist im Haushalt des stellv. Landrats im Hause des Getreidekaufmanns Erich Kynast in der Peter-Paul-Straße. Die Arbeit ist nicht gerade schwer, aber nicht immer angenehm: Da die Toiletten noch verstopft sind und die Wasserleitung noch nicht intakt ist, dient eine Sandkiste auf dem Balkon des Hauses

eben diesem Zweck. Und eine solche Kiste hat auch nur ein begrenztes Volumen und muß des öfteren mit frischem Sand gefüllt werden.

Ich gehöre zu einer Straßenkolonne, die die Straßen zu säubern und den Schutt der Ruinen, sofern er auf Bürgersteigen behindert, zu beseitigen hat. Eine relativ angenehme und zuweilen sogar gewinnbringende Arbeit, da wir in unbeaufsichtigten Augenblicken Gelegenheit haben, in den ausgebrannten Ruinen nach verborgenen Schätzen zu suchen: Hier findet sich ein alter Kochtopf oder ein transportabler Küchenherd, der aus dem Schutt ausgegraben wird, dort ein verschmutzter Soldatenmantel, der in der Weide notdürftig gereinigt wird, oder ein verbeulter Eimer. Aus dem Schutt des ausgebrannten Hotels „Goldene Krone“ am Ring graben wir etliche unversehrte Porzellanteller aus, und im Hof des Kaufmanns Heinzelmann am Krakauer Tor entdecken wir in einem großen Abfallhaufen einige ungeröstete Kaffeebohnen, die bei längerem Suchen eine Handvoll dieser Kostbarkeit ergeben.

Es gibt allerdings auch weniger angenehme Arbeiten: Tagelang müssen wir Leichen von russischen Soldaten umbetten, die ursprünglich mitten am Ring ohne Sarg begraben worden waren. Jetzt werden sie in einfache Säрге gelegt und auf einem eigens dafür hergerichteten Soldatenfriedhof auf dem Gelände des Krüppelheims bestattet.

Auch das Aufräumen des Schlachthofs bereitet uns Unbehagen und Ekel. Hier liegt eine Menge toter Kühe und Schweine, auch einzelne Pferde sind darunter; diese Kadaver scheinen sich zu bewegen: es wimmelt von fingerlangen Maden. Es ist mir nicht mehr erinnerlich, wohin wir diese Kadaver geschafft und vergraben haben.

Meine Mutter darf, da wir drei arbeiten, zu Hause bleiben und für uns kochen (so man etwas hat!). Daß diese Freistellung von der offiziellen Zwangsarbeit nicht unbedingt ein Vorteil ist, soll sich erst später zeigen.

August 1945: Die Zahl der Namslauer, die in ihre Heimat zurückkehren, wird immer größer (es sollen knapp 1000 gewesen sein). Inzwischen ist ein deutsches „Ghetto“ entstanden: in den drei unzerstörten Häusern der Klosterstraße, in der Brauhausstraße, in der Andreaskirchstraße und im Kruberhaus am Ende der Langen Straße. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, leben alle Deutschen unter den gleichen harten Bedingungen: zusammengepfercht auf engstem Raum, schwere, ungewohnte Arbeit ohne zeitliche Begrenzung, ohne oder mit ganz geringer Entlohnung, jeglicher Willkür der polnischen Behörden ausgesetzt.

Wenn wir auch zum größten Teil eine feste Arbeitsstelle haben, passiert es nicht selten, daß wir auf dem Wege zu oder von unserer Arbeit, am späten Abend oder in der Nacht zu einer „außerplanmäßigen“ Arbeit „geschnappt“ werden. Eine solche Arbeit konnte einige Stunden, einen ganzen Tag, manchmal auch mehrere Tage dauern, je nach Umfang und Notwendigkeit. Da stehen einige Waggons mit Getreide am Bahnhof; sie müssen schnellstens entladen werden, damit das Standgeld, das die Polen angeblich den Russen entrichten müssen, nicht zu hoch wird. Also holt man mitten in der Nacht schnell ein paar Deutsche, die bis zum Morgengrauen die Waggons entladen und anschließend auf ihrer normalen Arbeitsstelle 12 bis 14 Stunden arbeiten müssen.

In Nassadel steht noch ein ganzes Feld Weizen, der überreif ist. In kürzester Zeit werden ca. 20 Deutsche, die gerade auf dem Weg zur Arbeit sind, auf dem Ring zusammengetrieben (an ihren weißen Armbinden sind sie ja leicht zu erkennen) und

nach Nassadel in Marsch gesetzt, um dort einige Tage zu bleiben, bis das Feld abgeerntet ist. Die Sorge der Angehörigen, wenn man abends nicht heimkommt, wen kümmert's?

Der Katalog solcher Arbeiten mit all ihren Beschwerden und Unannehmlichkeiten würde Seiten füllen! Beschwerlich, weil diese Arbeiten oft erst anfangen, wenn man von seiner üblichen Arbeitsverpflichtung schon müde ist, weil man ständig von Aufsehern, meist sogar bewaffnet, angetrieben wird; unangenehm, weil man nie weiß, ob man überhaupt von dieser Arbeit nach Hause zurückkehren würde.

„Sie schnappen wieder“ wird eine der gefürchtetsten Parolen in den von uns bewohnten Straßen. Am meisten betroffen davon sind die Frauen, die offiziell nicht zu arbeiten brauchen. Sie sind tagsüber die ersten, die „dran sind“, weil die polnische Miliz nur die deutschen Straßen durchzukämmen braucht, um dort die notwendigen Arbeitskräfte herauszuholen.

September 1945: Auch die Zahl der nach Namslau zuziehenden Polen nimmt ständig zu. Der Raum für uns Deutsche wird immer enger und dürftiger; denn wenn ein Haus innerhalb des deutschen Ghettos noch einen halbwegs ansehnlichen Eindruck macht, wird es für die neu hinzukommenden Polen beschlagnahmt. So müssen wir auch innerhalb einer Stunde unser Zimmer in der Klosterstraße verlassen und finden mit den gleich uns Ausgewiesenen eine neue Bleibe im Seitengebäude der „Herberge zur Heimat“ neben der evangelischen Schule. Auch hier in der Andreaskirchstraße, ulica 3-go-Maja wie sie nun heißt, wohnen bereits einige Polen.

Unter ihnen sind - wie immer bei Einwanderern - alle Schichten vertreten: Abenteuerer und Opportunisten, Ratlose und Gestrauchelte, die einen neuen Anfang suchen; viele teilen mit uns das gleiche Schicksal. Sie sind heimatlos, vertrieben aus dem an die

Russen abgetretenen Gebiet östlich des Bugs. Sie sind unglücklich in der Fremde, aber sie sind gezwungen, von etwas Besitz zu ergreifen, was ihnen nicht als ihr eigen dünkt. So vielschichtig wie ihre Herkunft und ihr Schicksal ist auch ihr Verhältnis zu uns Deutschen: Die einen begegnen uns mit dem Hochmut über den Besiegten und der Rachsucht des einst Geknechteten, die anderen mit dem Mitgefühl und dem Verständnis des Mitmenschen. Zwei Beispiele mögen das verdeutlichen: Der Pole, der uns aus dem Zimmer in der Klosterstraße hinauswies, stellte sich vor das Kruzifix und rief pathetisch in fließendem Deutsch: „Ich danke Gott, daß ich diese Stunde erleben und Rache nehmen kann an den verfluchten Deutschen!“ Die Polin, die uns gegenüber der Herberge zur Heimat wohnte, winkte uns in gebrochenem Deutsch in ihre Wohnung: „Komm Frau, verstecken, sie schnappen` wieder!“

November 1945: Die schwere Arbeit bei unzureichender Ernährung, die primitiven Wohnverhältnisse und mangelhafte Hygiene, die Aussichtslosigkeit unserer Lage zehren immer mehr an unseren Kräften.

Zwar hat sich inzwischen ein polnischer Arzt niedergelassen, und in der Apotheke Sokoll am Ring sitzt bereits ein polnischer Apotheker. Aber wer von uns Deutschen kann das ärztliche Honorar oder die Medikamente bezahlen? Schwester Heladia vom St.-Hedwigs-Stift hilft in Krankheits- und Pflegefällen nach besten Kräften. Aber als Typhus ausbricht, sind auch ihre Möglichkeiten erschöpft. Hier darf nicht verschwiegen werden, daß der polnische Arzt in schwierigen Typhusfällen mit einer Dolmetscherin auch zu uns Deutschen kam und unentgeltlich ein Rezept ausstellte. Da aber fehlten die Zlotys, um die Medikamente zu kaufen. Herr Drogist E., der in der polnischen Apotheke arbeiten

muß, erweist sich als rettender Engel. Er weiß es so einzurichten, daß wir die Medikamente ohne Geld abholen können, wenn er allein in der Apotheke ist. Trotzdem hält der Tod reiche Ernte: Ruth Bendix, 21 Jahre alt, stirbt nach einer eitrigen Angina. Der Typhus rafft Frau Nowak von der Schützenstraße und ihre Tochter, Frau Kalotschke, dahin. Nach langem Leiden stirbt Kürschnermeister Erich Kusche. Wahrscheinlich an Entkräftung durch den beschwerlichen Fußmarsch vom Sudetenland nach Namslau sterben Frau Pietzonka und deren Tochter von der Peter-Paul-Straße. Kurz hintereinander werden Herr und Frau Zimmer sen. vom Ring und Frau Müller aus dem Braustübel heimgerufen. Die Leiche von Fräulein Kilian von der Poststraße finden wir in der Stadtmühle; sie ist offensichtlich von einem Russen getötet worden. Das gleiche Schicksal hat schon vor Kriegsende die 16jährige Maria Schaaf (Schlachthof) ereilt.

In die Erinnerung an diese Toten mögen alle die eingeschlossen werden, die in jenen Monaten in Namslau starben, deren Namen ich nicht mehr weiß.

Weihnachten 1945: Unsere Gedanken gehen zurück an das Weihnachtsfest 1944, als wohl viele die nahende Katastrophe ahnten, aber keiner glaubte, daß sie so unmittelbar bevorstand. Es ist kaum zu fassen, daß seit dem letzten Weihnachtsabend in Namslau erst zwölf Monate vergangen sind. Nun „feiern“ wir Weihnachten in Namyslow, in irgendeiner Wohnung, die uns fremd ist, verarmt und von fremder Gewalt geknechtet. „Und doch - nie schritt Christus mächtiger durch die Erdenzeit, nie war sein Kommen deutlicher, nie seine Nähe spürbarer, nie sein Dienst köstlicher als jetzt...“ Diese Worte Kardinal Newmans haben hier einen ganz konkreten Sinn. Und so erreicht uns die Weihnachtsbotschaft dieses Jahres 1945 tiefer und unmittelbarer als je zuvor.

Das einzige, was uns wirklich „Heimat“ geblieben ist in dieser Zeit, ist die katholische Peter-Paul-Kirche. Hier hat sich nichts geändert, hier treffen sich die Christen beider Konfessionen zum sonntäglichen Gottesdienst; die evangelische Andreaskirche ist geplündert und verwüstet worden. Pfarrer Stosiek und Kaplan Rimpler können, wenn auch in ihren äußeren Lebensverhältnissen eingeschränkt, ihren seelsorgerischen Dienst ausüben, und sie tun es in ökumenischem Geist. Es bildet sich sogar ein kleiner Kirchenchor, der im Pfarrhaus unter Leitung von Kaplan Rimpler seine Proben abhält. Frau Heppner - ihr Mann war Lehrer an der evangelischen Schule - oder Fräulein Wichmann begleiten den Kirchengesang an der Orgel.

Das alles geht so lange gut, bis ein polnischer Geistlicher ins Pfarrhaus einzieht und nun für die Polen eigene Gottesdienste abhält, die allerdings nur spärlich besucht werden, weil den Polen der deutsche Gottesdienst besser gefällt. Kaplan Rimpler erhält seine Versetzung nach Frankenstein, und polnische Miliz scheut nicht davor zurück, uns (mit den weißen Armbindens) aus der Kirche zu irgendeiner Arbeit zu holen.

März 1946: Das Leben in Namslau scheint sich zu normalisieren; für die Polen, die hier ansässig geworden sind, natürlich fühlbarer und sichtbarer als für uns Deutsche, die nach den Worten der HI. Schrift nur wie „die Hündlein von den Brosamen, die vom Tisch ihrer Herren abfallen,“ etwas bekommen. Inzwischen haben nämlich die ersten polnischen Geschäfte ihre Tore geöffnet. Was sie anbieten, dünkt uns nach den Kriegsjahren und den letzten Hungermonaten wie Genüsse aus dem Schlaraffenland. Es gibt Waren, die wir seit Jahren nicht oder nur selten und rationiert bekommen haben: Fleisch, Speck und Butter, Milch, Eier und Zucker, Rauchwaren und Kaffee. Die Preise aber sind für die meisten Deutschen unerschwinglich!

Zwar zahlen einzelne polnische Arbeitgeber den Deutschen bereits einen Lohn, aber nicht regelmäßig und, an den Preisen gemessen, so gering, daß die meisten in den Geschäften angebotenen Lebens- und Genußmittel ein Wunschtraum bleiben. Ich z. B. verdiene in dem Sägewerk, in dem ich seit einiger Zeit acht bis zehn Stunden täglich arbeite, 1 Zloty pro Stunde, so daß ich - wenn's gut geht (d. h. wenn nicht gerade die Kasse des Chefs leer ist) - 50 Zloty wöchentlich nach Hause bringe. Aber weit reicht dieses Geld nicht: 1 Liter Milch kostet 15 bis 20 Zloty, 1 Schachtel Streichhölzer 10 Zloty, ein Pfund Pferdefleisch 20 Zloty. Auf Lebensmittelmarken, die man auch uns Deutschen zuteilt, sind die Waren billiger; aber wir Deutschen bekommen darauf nur 1 Brot für 5 Zloty und 1 Pfund Salz pro Woche, und dies nur nach stundenlangem Schlangestehen.

Wohl gibt es einige Deutsche, besonders gelernte und gesuchte Facharbeiter, die einen wesentlich höheren Lohn erhalten und ihr Leben, was das Essen und Trinken anbetrifft, etwas erträglicher machen können. Und unter diesen wiederum finden sich einige, die sich der Not derer, die wenig oder gar nichts verdienen, erbarmen und mit ihnen ihren Verdienst teilen. Und manch einer hat in irgendeinem Dorf des Kreises Namslau noch gute Bekannte, die vielleicht noch eine Kuh oder Ziege versteckt halten, ein Stück Garten bearbeiten können. Sie teilen manche Kostbarkeit mit uns, so daß es Stunden und Tage gibt, in denen unser Magen einmal nicht knurrt.

Im Gegensatz dazu aber zeigt das durch die Herrschaft der Sieger aufgezwungene Bild unseres Daseins zugleich auch einen anderen Aspekt: Da gilt jenes schreckliche Wort, nach dem ein Mensch der ‚Wolf‘ des anderen ist. Mißgunst und Neid, Habsucht und Verrat gelten auf der einen Seite genauso wie die Losung des Apostels Paulus: „Einer trage des andern Last.“ Beide Losungen bilden - zwiespältig wie sie sind - dennoch die Achse unseres Lebens mit all seiner harten Rechtlosigkeit und unseres Tuns und Lassens in dem ständigen Kampf um Selbsterhaltung und nackte Lebensfristung.

Juni 1946: Nun sind wir schon ein ganzes Jahr in Namslau. Eine Änderung unserer oft trostlosen Lage scheint nicht absehbar zu sein. Immer wieder versuchen einzelne, besonders allein stehende Männer, die ihre Familie jenseits der Oder-Neiße wieder zu sehen hoffen, einen Ausbruch aus diesem einer Gefangenschaft ähnlichen Dasein. Sie haben sich mühsam einige Zlotys zusammengespart, um mit der Bahn aus Namslau herauszukommen. Gewöhnlich kommen sie nicht weit: In Oels und Breslau werden sie aus dem Zug geholt, ihrer wenigen Habe beraubt und nach Namslau zurückgebracht. Bei der berüchtigten polnischen Sicherheitspolizei, die im früheren Altersheim in der Haselbachstraße „amtiert“, setzt man diese Flüchtlinge hinter Schloß und Riegel. Die Behandlung der dort Inhaftierten unterscheidet sich kaum von den KZ-Methoden der Gestapo. Obwohl sich immer wieder die Aussichtslosigkeit solcher „Fluchtversuche“ zeigt, kreisen unsere Gedanken dennoch nur um die eine Frage: Wie kommen wir hier heraus? Wenn auch mancher Plan scheitert und manche Hoffnung begraben werden muß, taucht immer wieder der Gedanke auf: Nur fort von hier! Welch tragische Umkehrung unserer Hoffnungen und Wünsche im gleichen Monat vor einem Jahr! September 1946: Obwohl kein Radio, keine Zeitung uns erreicht, dringen Nachrichten, „Parolen“ und Gerüchte durch, daß unter dem Schutz der Siegermächte die „Umsiedlung“ der deutschen Bevölkerung aus den von den Polen besetzten Gebieten begonnen hat. Lange hat uns keine Nachricht so hoffnungsfroh gestimmt wie diese. Wir klammern uns an jedes Gerücht - mag es noch so weit hergeholt oder unwirklich erscheinen -, das unser Hoffen auf ein

baldiges Verlassenkönnen stärkt. Unkenhafte Parolen, die von einer Verschleppung in das Innere Polens sprechen, verstummen genauso wenig wie das Gerücht, daß die Polen die Ausweisung in einer ganz knappen Frist betreiben werden. So packt jeder seine Habseligkeiten, die - je nach Requirierungskünsten oder Glücksfällen bei polnischen Razzien - etwas umfangreicher sind als vor einem Jahr, und wartet auf die Stunde X. Oktober 1946: In der Tat erweist sich die letzte Parole von einem plötzlichen Aufbruch als wahr: Am 9. Oktober erscheint polnische Miliz in unserer „Wohnung“ und fordert uns zum sofortigen Verlassen auf. Ein Glück, daß wir unser „Hab und Gut“ seit 14 Tagen fix und fertig gepackt haben. Mit einigen hundert Namslauern werden wir in der Kaserne zusammengetrieben. Wir kampieren drei Tage und Nächte auf dem Boden hoch oben unterm Dach. Die Polen haben ein letztes Mal Gelegenheit, uns um das wenige, was uns verblieb, zu erleichtern. Bei einem finden sie noch ein halbwegs ansehnliches Kleidungsstück, bei einem anderen ein paar Schmuckstücke oder Trauringe, die alle russischen Plünderungen überstanden haben und in einem Kopfkissen eingenäht sind. Am 12. Oktober wird der erste Transport Namslauer- meist solcher, die nach den ersten Aufräumungs- und Aufbauarbeiten den Polen nicht mehr nützlich zu sein scheinen - am Bahnhof zusammengestellt. Die Lokomotive dampft schon, als wir den Zug besteigen. Etwa je 60 Personen in einem Viehwaggon, so kehren wir zum zweiten Male seit jenem denkwürdigen 19. Januar 1945 Namslau den Rücken. Als sich der Zug in Bewegung setzt, stimmt irgendeiner in unserem Waggon das Lied an: Harre meine Seele, harre des Herrn ... Dann rollt der Zug westwärts - einem unbekanntem Ziel entgegen.

Zehn Jahre später wird die Inschrift auf einem Stein vordem Verwaltungsgebäude e Bericht aus dem Jahr 1966. Verfasser wurde „aus verständlichen Gründen“ nicht angegeben.

Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr.43, S.11, und Nr.44, S.5iner westdeutschen Kreisstadt künden und mahnen: Namslau - Schlesien - unvergessen!

